

Die erste Lesung aus der Apostelgeschichte, die wir vorher gehört haben, klingt wie eine großartige Erfolgsmeldung. Und das ist sie auch. Der Diakon Philippus kommt in die Hauptstadt Samariens und erfährt dort eine unerwartet freundliche Resonanz auf seine Verkündigung. Nicht nur, dass Kranke geheilt werden, nein, ein großer Teil der Stadt nimmt das Wort Gottes an. Etwas Besseres kann dem Philippus eigentlich gar nicht passieren.

Wenn man jetzt aber den Rahmen dieses Ereignisses nur ein wenig erweitert, wenn man einfach mal ein paar Zeilen in der Apostelgeschichte zurückgeht, dann wird in dieser Erfahrung des Philippus in Samarien noch eine ganz andere Dimension erkennbar.

Dass dieser Philippus überhaupt in die Hauptstadt Samariens kam, das war nämlich keine Reiselust oder ein ausdrücklicher Missionsauftrag, das war etwas ganz anderes: Kurz zuvor war nämlich sein Kollege, der Diakon Stephanus, dessen wir alljährlich am zweiten Weihnachtsfeiertag gedenken, in Jerusalem gesteinigt worden. Das war der Auftakt für eine erste, schwere Verfolgungswelle, die vor allem über die griechischsprachigen Christen in Jerusalem hereinbrach. Unter dem Druck dieser Ereignisse flohen viele aus Jerusalem.

Einer dieser Flüchtlinge war dieser Philippus, der sich bei den Samaritern in Sicherheit brachte, sich dort aber nicht etwa versteckte, sondern ganz offen die Botschaft Christi verkündete und das mit eben dem Erfolg, von dem wir in der Lesung vorher gehört haben.

Diese kleine Erweiterung verändert nun das ganze Geschehen grundlegend. Denn jetzt wird plötzlich ein wichtiger Zusammenhang erkennbar. Der Erfolg des Philippus in Samarien entsteht genaugenommen aus der Jerusalemer Bedrängnis. Aus der Not, aus dem Leid, das die Gemeinde in Jerusalem erfahren muss, wächst die Freude über das, was in Samarien geschehen ist. Was als Katastrophe beginnt, wächst sich aus zu einem handfesten Erfolg.

Und das verändert jetzt nicht zuletzt auch die Situation in Jerusalem. Denn jetzt – aber eben erst jetzt – bekommen die auch tragischen Ereignisse in Jerusalem eine völlig neue Bedeutung. Der Erfolg des Philippus gibt dem Leiden der Jerusalemer Gemeinde einen Sinn.

Etwas ganz Ähnliches erzählt uns bereits die Josephsgeschichte im Buch Genesis des Alten Testaments. Dort erlebt Joseph, einer des Söhne Jakobs, unsägliches Leid durch seine Brüder, die ihn zunächst umbringen wollen, dann aber als Sklave nach Ägypten verkaufen. Im Verlauf der Geschichte bringt es Joseph in Ägypten bis zum Vize des Pharao und kann genau so seinen Stamm in einer Hungersnot retten. Aus dem anfänglichen Unheil wurde Heil.

Und spätestens jetzt ist es an der Zeit, den Rahmen noch einmal zu erweitern. Denn was hier erkennbar wird, das ist doch nichts anderes als die Grundstruktur von Karfreitag und Ostern. Auch dort begann als Katastrophe, was als Sieg endete. Auch dort war es die Auferstehung Christi, die dem Leiden und Sterben im Nachhinein ihre eigentliche Bedeutung gibt, und so den Sinn des Karfreitags erkennen lässt. „Aus dem Kreuz und Leiden blühen Osterfreuden“, heißt es in einem bekannten Osterlied. Aus dem Leid der Jerusalemer Gemeinde blüht die Freude in und über die neue Gemeinde in Samarien.

Für uns heute ist das Ganze ein wichtiges Lehrstück in Sachen Osterglauben. Der Glaube an die Auferstehung Christi macht es möglich, in so mancher Notsituation darauf zu vertrauen, dass er diese in etwas Gutes verwandeln kann. Der Glaube an die Auferstehung Christi kann helfen, in persönlichen Notlagen, in persönlichem Leid darauf zu vertrauen, dass er dem Sinn geben kann, wo wir im Moment noch keinen zu sehen vermögen.

Mit diesem Hinweis der heutigen Lesung lohnt sich jetzt auch mal ein Blick auf die Corona Krise. All die Einschränkungen, all das Leid, das damit verbunden ist, das alles kann auch zur Quelle für etwas Gutes werden.

- Sie kann uns wieder einmal darauf aufmerksam machen, was wirklich wichtig ist, und was nicht, und damit Wertigkeiten zurechtrücken.
- Da wir Vieles erst in seinem Wert erkennen, wenn wir es nicht mehr haben, könnte uns jetzt so manches als wertvoll begegnen, was wir bisher nicht mehr so ernst genommen haben.
- So manche Berufe, denen bis jetzt keine besonders große Beachtung entgegengebracht wurde, erscheinen in einem völlig neuen Licht, deren Wertschätzung jetzt aber auch in der Entlohnung zum Ausdruck gebracht werden muss.

Ein solcher Blick gilt auch für die Kirche. Was in den letzten Wochen mit Erschrecken zur Kenntnis genommen werden musste, ist die einfache Tatsache, dass die Feier der Eucharistie offensichtlich nicht „systemrelevant“ ist; sonst hätte es andere Formen geben müssen, die einer möglichen Ansteckungsgefahr Rechnung tragen. Damit macht diese Corona Krise auf ein viel grundsätzlicheres Problem aufmerksam, das dringend aufgearbeitet werden sollte.

- Welchen Stellenwert hat die Feier der Eucharistie tatsächlich, wenn unbeirrt am Pflichtzölibat festgehalten wird, während gleichzeitig in anderen Ländern Gemeinden ohne diese Feier leben müssen?
- Worum geht es denn da noch bei einem so feierlichen und aufwändigen Fronleichnamfest, wenn die Eucharistie gar nicht „systemrelevant“ ist?
- Kann es vielleicht sein, dass unser Priestermangel auch etwas damit zu tun haben könnte, dass wir eigentlich gar keine mehr brauchen?

Vielleicht kann diese Corona Krise endlich zu neuen Überlegungen anregen.